

## Pawel Lapaew – den Enkeln soll es besser gehen



Das Interview mit Pawel Lapaew im Jahre 2008 in Rowenki (Ostukraine) dreht sich nicht nur um den Arbeitseinsatz auf den Baustellen der Illwerke AG im Montafon. Ganz wichtig ist ihm die Zukunft: Pawel Lapaew möchte, dass es seine Enkel einmal besser haben als er. Er will, dass wir die Unterlagen der „Stipendienstiftung der Republik Österreich“ unbedingt seinen vier Enkeln zuschicken. An sie hat er auch die Entschädigungszahlungen verteilt. *„Das hat ihnen sehr geholfen!“*. Ein Enkel studiert Jura. Besonders für Sergej (Jg. 1982), ein *„Dreher mit Computerausbildung“*, wäre ein Aufenthalt in Österreich von Interesse.

Seinen Kindern Nikolai (Jg. 1954) und Sergej (Jg. 1955) hat er erst im Erwachsenenalter von seinem Arbeitsaufenthalt in Vorarlberg erzählt. *„Was konnte ich den Kleinen schon erzählen, die verstehen nichts ... Wenn wir heute zusammensitzen und trinken, erzähle ich immer. So was kann man nicht vergessen, das bleibt fürs ganze Leben. Es war eine sehr schwierige Zeit, eine sehr schwierige Arbeit. Von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Zementsäcke haben wir auf den Schultern getragen. Die Zementsäcke hat man in der Luft gebracht und wir haben sie getragen zu den Baustellen und haben einen großen Damm gebaut ... Ein kompliziertes System von Leitungen und Dämmen, drei Dämme und dann noch ein vierter ... dann die Rohre und dann noch ein Damm ...“*

Seine Kinder hätten mit Verständnis und Mitleid auf seine Erzählungen reagiert und versprochen, diese Erfahrungen auch an ihre Kinder weiterzugeben.

Lapaews Vater wusste, dass sein Sohn im Silvretta-Dorf war. *„Mein Vater sagte, er habe meine Postkarten aus dem Silvretta-Dorf bekommen.“*

Nach seiner Rückkehr in die Sowjetunion wurde Pawel Lapaew nach Weißrussland geschickt und wurde dort in einer Mine eingesetzt. Die Arbeit in der Mine in Weißrussland unterschied sich für Pawel wenig vom Arbeitseinsatz in Vorarlberg. *„Das war auch eine Form der Zwangsarbeit. Ich hatte kein Recht, diese Arbeit zu beenden. Meine Eltern waren sehr alt, deshalb hat man mich dort entlassen, sonst hätte man das nicht getan. Das war etwa 1947. Man bezeichnete mich als Repatriant.“* Dieses Wort sagt Pawel auf Deutsch. *„Meinen Freund Nikolai Nestorenko hat man sogar nach Kasachstan gebracht. Ihm ist es nicht gut ergangen. Als er zurückkam, war er sehr krank. Dort gab es einen deutschen Arzt. Er hat ihm geholfen, nach Hause zu kommen. Nicht alle Deutschen sind schlecht, es gibt viele gute.“*

Nikolai Nesterenko war in Rowenki bis zu seinem Tode vor einigen Jahren der „Illwerke-Archivar“. In seiner Privatkartei befanden sich die Namen und Daten jener Männer aus Rowenki, die auf den Baustellen der Illwerke AG Zwangsarbeit leisten mussten. Bei unserem Besuch 1998 versammelten sich in seiner Stube die ehemaligen Zwangsarbeiter. Nach unserer Rückkehr im Jahre 1998 erschien im „Bludenzer“ folgender Artikel:

*Beton, nichts als Beton! Ehemalige „Illwerke“-Zwangsarbeiter erinnern sich*

*Die kleine Wohnstube von Nikolaj Nestorenko ist zum Bersten voll. In seinem Häuschen in Rowenki (Ukraine) haben sich am 8. September 1998 mehrere Männer eingefunden, die ein gemeinsames Schicksal verbindet: Sie alle waren in jungen Jahren als Zwangsarbeiter nach Vorarlberg verschleppt worden und mußten auf den Baustellen der Illwerke unter den härtesten Bedingungen zum „Wohle des Dritten Reiches“ schuften.*

*Gespannt erwarten sie die angekündigten Gäste aus Vorarlberg. Am Vortag hatte die Historikerin Margarethe Ruff in Luhansk an die Anwesenden eine „humanitäre Spende der Illwerke AG“ (deren Höhe öffentlich nicht genannt werden darf!) verteilt. Jetzt wollte sie Nikolaj Nestorenko genauer über die Lebensumstände auf den Baustellen der Illwerke befragen. In ihrer Begleitung befinden sich Werner Bundschuh, der Obmann der Johann-August-Malin-Gesellschaft, und der ORF-Reporter Markus Barnay, der die Aussagen Nikolaj Nestorenkos filmisch festhalten will. Die Befrager aus Vorarlberg erwarten sich von den Anwesenden genauere Informationen über jene Zeit, die bei uns immer noch gerne tabuisiert wird. Und die Erwartungen der Historiker werden nicht enttäuscht: Nikolaj Nestorenko besitzt schriftliche Aufzeichnungen von „damals“ und hat sich unter seinen Schicksalsgenossen den Ruf eines „Archivars der Illwerke-Zwangsarbeiter“ erworben.*

*Die Fragen nach den damaligen Lebensumständen wühlen bei allen schreckliche Erinnerungen auf. Unter den Anwesenden befindet sich zum Beispiel Anatolij Samarski. Er war noch keine fünfzehn Jahre alt, als er zusammen mit seinem älteren Bruder nach Vorarlberg verschleppt und auf den Silvretta-Baustellen eingesetzt wurde. Sein Bruder Alexander wurde von der Baustelle weg ins Konzentrationslager Dachau eingeliefert und dort vermutlich gehängt. Sein*

genaues Schicksal konnte nie geklärt werden. Anatolij und sein Leidensgenosse Nikolai Pietrov unterscheiden sich von den anderen in der Stube in einem Punkt: Sie waren nach über fünfzig Jahren von der Johann-August-Malin-Gesellschaft wieder nach Vorarlberg eingeladen worden und konnten dort als Zeitzeugen von ihrem Leidensweg berichten.

Nikolaj Nestorenko und die anderen haben nun zum ersten Mal nach über fünfzig Jahren die Gelegenheit, den Zeithistorikern von ihrem Jugendtrauma zu berichten.

Mit bebender Stimme präsentiert der 'Archivar' genaue Zahlen (die allerdings einer wissenschaftlichen Überprüfung nur teilweise standhalten!), differenziert die Lebensbedingungen auf den Silvretta-Baustellen je nach Unternehmen. Es habe ein deutlicher Unterschied bestanden, ob man bei der Baufirma Pümpel, Hinteregger, Rhomberg oder Reichenbach eingesetzt gewesen sei. Auf die Frage, was in seiner Erinnerung fünfzig Jahre lang am stärksten haften geblieben sei, antwortet er ohne Zögern: „Ich erinnere mich an Beton, nochmals Beton und an die Kälte, die furchtbare Kälte. Und wir waren so jung damals. Fünfzehn, sechzehn Jahre alt.“ Und alle nicken, als er fortfährt: „Es war ein Unrecht, ein furchtbares Unrecht!“

Der „Archivar“, der sich heute auf zwei Krücken fortbewegen muß, legt auf eine Aussage besonderen Wert: „Ich habe trotz allem meinen Arbeitseinsatz in Vorarlberg mit Glück überlebt. Andere nicht. Viele sind von der Baustelle weg in ein Konzentrationslager verschwunden und man hat nie mehr etwas von ihnen gehört.“

Diese Reise in die Ukraine erfüllte für die Vorarlberger Delegation mehrere Funktionen: Zum einen wurden in Luhansk gesammelte Spendengelder für ehemalige Zwangsarbeiter(innen) verteilt, zum anderen Oral-history-Studien durchgeführt. Denn Luhansk und Rowenki bieten für historische Feldforschungen dieser Art ideale Voraussetzungen. Ganze Straßenzüge werden heute noch von Menschen bewohnt, deren Bewohner(innen) einst in Vorarlberg gewesen sind!

Die Vorbereitung dieser Reise dauerte Monate. Es galt, in Zusammenarbeit mit den örtlichen Zwangsarbeiterorganisationen in der Ukraine zunächst Listen der Betroffenen zu erstellen. Jene Namensliste, die Margarethe Ruff durch ihre gewissenhafte Quellenarbeit erstellen konnte, wurde vom Gebietsvorsitzenden Alexeij Ponomarjow gewissenhaft überprüft. Er konnte sich dabei auf Akten des sowjetischen Geheimdienstes stützen. Denn die Rückkehrer aus der Zwangsarbeit wurden als „Spione in Feindesland“ verdächtigt und gerieten in die Fänge des KGB. So wurden sie doppelt getroffen: Als Jugendliche zur Zwangsarbeit in einem fremden Land verdammt, als Rückkehrer jahrzehntelang gesellschaftlich geächtet, wenn sie vom stalinistischen Terrorregime nicht noch ärger betroffen waren! Das Verblüffende für uns Historiker war, wie genau die Recherchen übereinstimmten. Die Unterlagen in den Gemeindearchiven im Montafon fanden ihre Bestätigung in Luhansk. Dies ist eine wichtige Erkenntnis für künftige Forschungsarbeiten!

Nach längerem Zögern und schwierigen Verhandlungen hatten sich die heutigen Verantwortlichen der Illwerke AG durchgerungen, Margarethe Ruff damit zu beauftragen, eine „Geheimspende in ungenannter Höhe“ an ehemalige ukrainische „Illwerke“-Zwangsarbeiter zu überbringen. Wohlgemerkt „eine humanitäre Spende“, keine Entschädigung für erlittenes Unrecht! Denn jeder Anschein eines „Schuldbekenntnisses“ sollte vermieden werden. Gleichzeitig konnte der von Margarethe Ruff, dem „Theater Kosmos“, der Johann-August-Malin-Gesellschaft und der grünen Bildungswerkstatt initiierte „Zwangsarbeiter-Opferfonds“ abgewickelt werden. 62 Frauen und Männer aus der Umgebung von Luhansk und Rowenki erhielten schließlich nach eingehenden Überprüfungen in heimischen und ukrainischen Archiven einen Betrag zwischen 100 und 200 Dollar. Für unsere Verhältnisse ist dies ein lächerlicher Betrag, doch man muß sich vor Augen halten, dass eine durchschnittliche Pension in diesem Gebiet ca. S 300.- beträgt!

*Das Geld, das wir verteilen konnten, war für viele ein Rettungsanker. Welche ergreifenden Szenen spielten sich im Saale ab und ließen die menschliche Tragödie dieser ehemaligen Zwangsarbeiter(innen) erahnen. Ein Mann wurde vom Operationstisch weg im Taxi zur Verteilungsstelle gefahren, obwohl er noch nicht fertig operiert war! Das Geld aus Vorarlberg war wichtiger! Oder der Schreiber dieses Artikels wird den Anblick jenes Mannes nicht mehr vergessen, der erschienen war, obwohl er als einziger weder auf unserer noch auf der ukrainischen Liste aufschien. „Schruns, Partenen, Silvrettadorf ...“ stammelte er mehrmals. In seinen Augen war die nackte Angst zu erkennen, kein Spendengeld zu erhalten. Doch seine Angaben waren zu ungenau. Er konnte sie von anderen haben. Nach mehrmaligem Nachfragen, ob er sich an Besonderheiten erinnern könne, kam „Schruns, Pümpel, Partenen, Silvrettadorf“ über seine Lippen. Von der Firma Pümpel war bis zu diesem Zeitpunkt noch keine Rede gewesen. Also war auch er in Vorarlberg gewesen ...*

*Wenige Monate zuvor hatte Margarethe Ruff einen ähnlichen Betrag an circa 30 ehemalige Zwangsarbeiter(innen) in Kremetschug verteilen können. Damals wurde sie von der „grünen“ Landtagsabgeordneten Brigitte Flinspach begleitet. Als die Vorarlberger Autoren Gesellschaft vor zwei Jahren das Buch „Um ihre Jugend betrogen. Ukrainische Zwangsarbeiter/innen in Vorarlberg 1942-1945“ von Margarethe Ruff publizierte, konnte sie nicht ahnen, welche Aktualität dieses Thema bekommen sollte. Die Haltung der Vorarlberger Landesregierung und der Illwerke AG, daß man schließlich rechtlich keinerlei Verpflichtung habe, etwas für die ehemaligen Zwangsarbeiter(innen) zu tun, erweist sich im Zuge der derzeitigen internationalen Diskussion als äußerst fragwürdig und bedenklich. Das Thema Zwangsarbeit während der NS-Zeit ist keineswegs vom Tisch und wird auch die „Illwerke AG“ weiterhin beschäftigen.*

*Unser Aufenthalt in der Ukraine wurde von den dortigen Medien mit größtem Interesse verfolgt. Fernseh-, Rundfunkanstalten und überregionale Zeitungen berichteten von unserer Spendenaktion. Selbst in großen Kiever Zeitungen wurde berichtet. Besonders registriert wurde, daß österreichische Spendengelder angelangt waren. Denn bisher waren nur deutsche Spendengelder verteilt worden. Allerdings ist eine so zielgerichtete Auszahlung von Spendengeldern wie beim Vorarlberger Privatfonds keine Selbstverständlichkeit. Millionen DM aus dem deutschen Opferfonds sind in den letzten Monaten spurlos verschwunden!*

*Wie brennend das Problem der Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter(innen) ist, zeigte uns ein Besuch bei der österreichischen Botschaft in Kiev. Dort konfrontierte uns der österreichische Konsul mit einem beachtlichen Aktenberg. Wöchentlich muß er Anfragen bezüglich Arbeitszeitbestätigungen von ehemaligen Zwangsarbeitern nach Österreich weiterleiten. Nur wer seinen Aufenthalt während der Kriegszeit lückenlos nachweisen kann, erhält aus dem deutschen Opferfonds eine entsprechende Entschädigungszahlung. „Der Bombenkrieg in Österreich war seltsam. Krankenkassenlisten blieben in der Regel verschont, die Firmenarchive brannten.“ So sarkastisch kommentiert der Konsul die Tatsache, daß viele Firmen entsprechende Anfragen nicht beantworten wollen. Und frustrierend sei, daß er schon wisse, was er dem Antragssteller zu antworten habe: „Sie haben zwar von 1941-45 bei einer Firma, die sich auf dem Boden des heutigen Österreich befindet, gearbeitet, aber leider hat damals Österreich nicht existiert. Wenden Sie sich an Deutschland!“ In der Praxis existiert also die „österreichische Opferthese“ – die Vorstellung von Österreich als dem ersten Opfer der Hitler-Aggression – immer noch uneingeschränkt. Damit werden materielle Ansprüche abgeschmettert.*

*Univ. Prof. Stefan Karner, der Leiter des „Ludwig Boltzmann Instituts für Kriegsfolgen-Forschung“, hat bei der Landesregierung ein umfangreiches Projekt zur Erforschung der „Fremd- und ZwangsarbeiterInnen während der NS-Herrschaft in Vorarlberg und die Folgen für die Betroffenen in der Nachkriegszeit“ eingereicht. Aufbauend auf den Arbeiten von Margarethe Ruff und der Johann-August-Malin-Gesellschaft sollen nicht nur die ukrainischen ZwangsarbeiterInnen erhoben werden. Denn selbstverständlich haben auch auf den*

*Baustellen der Illwerke nicht nur Ukrainer gearbeitet. Die polnischen Zwangsarbeiterorganisationen haben in den letzten Wochen ihre Forderungen an deutsche und österreichische Firmen artikuliert und selbstverständlich werden auch die Illwerke damit konfrontiert werden – ob es den heutigen Firmenchefs paßt oder nicht! Karner schreibt: „Es waren nicht nur ukrainische, russische, polnische oder bulgarische Zwangsarbeiter, die durch die Arbeitsämter an entsprechende Arbeitsstellen vermittelt wurden und dort unter oft härtesten Bedingungen ihren Arbeitseinsatz erfüllen mußten, sondern auch französische, holländische und italienische Zivilisten, die als Zwangsarbeiter ins Deutsche Reich und im konkreten Fall nach Vorarlberg kamen. Vielen Bewohnern Vorarlbergs wird jene Zeit noch in Erinnerung sein, als die mit speziellen Abzeichen versehenen Fremd- und ZwangsarbeiterInnen in ihren Städten und Dörfern zu einem gewohnten Anblick wurden.“*  
*Die Zeit drängt: Viele hoffen auf eine „biologische Lösung“ des Problems, denn die Sterberate unter den ehemaligen Zwangsarbeitern(innen) ist besonders hoch. Doch es wird noch mindestens zwei Jahrzehnte dauern, bis wirklich alle gestorben sind und verstummen. Das Problem wird deshalb auch in den nächsten Jahren akut bleiben, wenn es nicht anständig gelöst wird.*

Zehn Jahre später waren wir wieder in Rowenki. Die Situation der „Repatrianten“ – so unser Gesprächspartner – hätte sich in der neuen Ukraine seit damals entscheidend verändert:

*„Früher hatten viele Angst zu erzählen – und jetzt sind wir Kriegsveteranen. Obwohl ich Ostarbeiter bin, bin ich trotzdem Kriegsveteran. Früher war das nicht so ... Ich bin Repatriant, den Soldaten, die wirklich im Krieg gewesen waren, denen hat man mehr Respekt gezeigt, denn die haben gekämpft. Repatrianten galten weniger. Ich habe aber auch früher kein Geheimnis von meinem Österreich-Aufenthalt gemacht, ich habe es allen erzählt. Es gab solche Leute, die haben das verborgen, die haben Angst gehabt. Denen, die im Krieg gekämpft haben, die hatten mehr Chancen, ein besseres Gehalt zu bekommen. Damals in der Sowjetunion hat Moskau alles geregelt. Jetzt geben sie uns 50% der Heizkosten, weil ich in Österreich war – für Strom und Wasser ...“*

Sechs Jahre sind seit unserem damaligen Gespräch vergangen. 2014 ist die Ostukraine wieder Kriegsgebiet.

Nach dem unveröffentlichten Projektbericht Margarethe Ruff/Werner Bundschuh: *Brücken schlagen – ehemalige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus der Ukraine zwischen Rückkehr und neuer Heimat.* (2008)